

Programmacher aber erneut auf die Quotenfrage – und bleibt damit an der Oberfläche. Wenn öffentlich-rechtliches Fernsehen sich aber immer mehr wegen seiner Gebührenfinanzierung legitimieren muß, dann nicht zuletzt auch mit der Antwort auf die Frage: „Wie hältst du es mit der Religion?“ Der Hinweis auf die Zahl der Gottesdienstübertragungen und anderen Verkündigungssendungen von seiten der Anstalten ist dann ebensowenig überzeugend wie der Hinweis der Kirchen auf Gesetzesvorschriften.

So wie öffentlich-rechtliches Fernsehen sich wegen der Gebühren derzeit in Legitimationszwängen befindet, so auch immer häufiger die Kirchen, wenn es um ihre Präsenz im Programm geht. Gemeinhin sind die Kirchenprogramme der „Kultur“ zugeordnet. Daß die Kirchensendungen aber ein ähnliches Schicksal erleiden wie etwa beim ZDF traditionsreiche Sendereihen wie „Das kleine Fernsehspiel“ oder „Die aktuelle Inszenierung“ ist unwahrscheinlich, weil Recht und Gesetz dem einen Riegel vorschieben. Wichtiger aber wird für die Zukunft sein, Überzeugungsarbeit zu leisten, daß die Befassung mit Religion und Kirchen wie selbstverständlich zum *Grundversorgungsauftrag der öffentlich-rechtlichen Anstalten* gehört. Wenn die Beschäftigung mit religiösen Fragen zu den Grundbefindlichkeiten des Menschen gehört, dann

darf diese auch in einem Fernsehprogramm nicht fehlen, das einem facettenreichen Menschenbild folgt und das den Menschen eben nicht auf seine Konsumgewohnheiten festlegt und nur vordergründig seine Unterhaltungsbedürfnisse befriedigt. Während die Befassung mit kirchlichen und religiösen Fragen für die öffentlich-rechtlichen Anstalten Teil der Erfüllung des Grundversorgungsauftrages ist, ist sie für die privat-kommerziellen Sender Teil einer „Kür“, die zwar nicht unbedingt wirtschaftlichen Zielen dient, aber zur positiven Profilierung des Programmimages beitragen kann.

Der Spagat zwischen den eigenen Ansprüchen der Programmverantwortlichen und -macher in den Anstalten und den Bedürfnissen der Zuschauer vor den Bildschirmen ist in beiden Fällen die Schwierigkeit. Er muß gelingen. Wichtiger als der Hinweis auf Gesetzesvorschriften wäre das Bemühen, die Bedürfnisse der Menschen zur Kenntnis zu nehmen. Wenn die Zuschauer ihre Wünsche und Forderungen artikulieren, werden die Anbieter reagieren. Dem Publikum kann nicht verordnet werden, was ihm gut tut. Würden dies Macher und Kirchenvertreter stärker in ihre Überlegungen einbringen, wäre allen gedient – den Menschen und dem Programm. Und nicht zuletzt der Kultur in diesem Lande.

Martin Thull

Ein Kontinent entdeckt sich

Die außerordentliche Bischofssynode für Afrika

Vom 10. April bis zum 8. Mai trafen sich in Rom Vertreter der afrikanischen Episkopate zu einer mit Spannung erwarteten außerordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode. Viele der gerade mit dem Ruf nach einem „afrikanischen Konzil“ verbundenen Erwartungen und Hoffnungen erfüllte diese Versammlung nicht – was aber nicht heißt, daß die Synode für die Kirche in Afrika nicht dennoch einen bedeutenden Schritt in ihrer Entwicklung darstellt.

Selten standen afrikanische Vorgänge so sehr und auf so gegensätzliche Weise im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit wie ausgerechnet während der vier Wochen, in denen in Rom rund 240 Vertreter der afrikanischen Ortskirchen von Anfang April bis Anfang Mai zu einer außerordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode für Afrika zusammenkamen. Zum einen überboten sich die Medien mit erschütternden Bildern aus den Bürgerkriegsgebieten in *Ruanda*, zum anderen wetteiferten sie darin, ihr Staunen über den unerwartet friedlichen *politischen Übergang in Südafrika* (vgl. ds. Heft, 286 ff.) zum Ausdruck zu bringen.

Daß deswegen jedoch das Wort vom „vergessenen Kontinent Afrika“ nicht zurückgenommen werden muß, daran erinnerte die Tatsache, daß sich das Interesse an der afrikanischen Synode in den Medien sehr in Grenzen hielt. Während

kirchliche Ereignisse dieser Art etwa von der italienischen Presse sonst gerne wie innenpolitische Vorgänge wahrgenommen werden, begnügte man sich diesmal mit dem Allernötigsten. Vom Fortgang der Synodenberatungen erfuhren zahlreiche Leser und Fernsehzuschauer erst in dem Moment wieder etwas, als bekannt wurde, daß sich der Papst wegen eines Oberschenkelhalsbruchs in der römischen Gemelli-Klinik einer Operation unterziehen und daher seine Teilnahme an der Synode unfreiwillig beenden mußte.

Der thematische Aufbau, wie ihn bereits die „Lineamenta“ (vgl. HK, September 1990, 407 ff.) und das „Instrumentum laboris“ (vgl. HK, Mai 1993, 225 ff.) enthielten, prägte auch die Beratungen wie die verschiedenen Stadien der Erarbeitung von Schlußbotschaft und Propositionen. Die wichtigsten Themen entsprachen den fünf Kapiteln der vorsynoda-

len Schreiben: Evangelisierung, Inkulturation, Dialog, Gerechtigkeit und Frieden sowie die sozialen Kommunikationsmittel. Wie befürchtet, mußte die Breite der angesprochenen Themen zu Lasten der Ausführlichkeit gehen, mit der die einzelnen Themenfelder abgehandelt wurden. In vielem blieb die Synode über weite Strecken *appellativ* – die eigentliche Arbeit muß nachher und in anderem Rahmen geleistet werden.

Das traditionelle Synodenprozedere zeigte auch diesmal wieder die bekannten Vor- und Nachteile: so ermüdend die 211 Einzeläußerungen in den ersten beiden Synodenwochen auch waren, gerade in diesen 8-Minutenbeiträgen trat afrikanische (kirchliche) Wirklichkeit vergleichsweise ungefiltert zu Tage und dies – durch die Veröffentlichung der von den Rednern selbst verfaßten Kurzzusammenfassungen – obendrein auf eine auch für eine größere Öffentlichkeit relativ durchschaubare Weise.

Die beiden Zusammenfassungen des Berichtstatters, des Relators, des Erzbischofs von Dakar (Senegal), Kardinal *Hyacinthe Thiandoum*, beeinflussten den Verlauf der Synodendebatten – so war von Teilnehmern zu hören – durchaus positiv und dürften die Stimmungslage auf der Synode authentischer widerspiegeln als die weniger aussagekräftige *Schlußbotschaft* sowie die *Propositionen*. Die Propositionen in ihrer Endfassung wurden wiederum nicht veröffentlicht, gelangten auch – wenigstens bisher – nicht auf anderen Wegen an die Öffentlichkeit, wie dies bei früheren Synoden z. T. der Fall war; in einem Fall konnten sie von einem Journalisten eingesehen werden (vgl. *La Croix*, 10.5.94). Die Propositionen werden die Grundlage sein für ein *postsynodales Schreiben* des Papstes, das dieser – so jedenfalls die bisherige Planung – im Rahmen einer Afrikareise im kommenden Jahr übergeben wird.

Nicht nur journalistische Beobachter sprachen sich auch diesmal für eine *offenere Informationspolitik* von Synoden generell aus. Warum hier nicht mehr Transparenz möglich sein sollte, ist im Grunde nicht einzusehen, es sei denn, man will die Verbindung zwischen dem in den Propositionen zum Ausdruck gebrachten Willen der Synodenteilnehmer und dem nachsynodalen Papstschreiben bewußt im Dunkeln lassen. Für etwas mehr Transparenz sorgten dafür während der Synode eine von verschiedenen Veranstaltern (SEDOS, Pax Christi Internationalis, AEFJN, IDOC) ausgerichtete Reihe von Vorträgen und Podiumsdiskussion z. T. mit Synodenteilnehmern unter dem Titel „Africa – The Kairos of Synod“. Anfängliche Irritationen auch im Vatikan über diese vermeintliche „Parallelsynode“ (so die Mutmaßung einer französischen katholischen Zeitschrift) zeugten mehr von diesem Mangel an Transparenz als von begründeten Befürchtungen in dieser Hinsicht.

Erwartungsgemäß stand alles, was im engeren und weiteren Sinne mit der *Inkulturationsproblematik* zusammenhängt, im Mittelpunkt der Synode. Äußeres Zeichen dieser Tatsache war die afrikanisch eingefärbte Gestaltung der beiden feierlichen Gottesdienste zu Beginn und zum Abschluß der Synode im Petersdom. Mancher Synodenteilnehmer ließ durch-

aus einen gewissen Stolz darüber erkennen, daß die afrikanische Kirche in Rom auf diese Weise ein unverwechselbares Zeichen setzte.

Gerade weil die große Bedeutung des Themas Inkulturation auf dieser Synode keineswegs überraschend kam, mutete es merkwürdig an, daß die Sakramentenkongregation unmittelbar vor Beginn der Afrikanischen Synode eine *Ausführungsbestimmung zur Liturgiekonstitution zum Thema Inkulturation* erließ (vgl. HK, Mai 1994, 223), so als wolle man etwas festschreiben, was nicht zur Disposition gestellt werden dürfe. Offenbar kam aber die Instruktion zu spät, um die Synodendebatten noch sonderlich zu beeinflussen. So blieb es dem Präfekten der Sakramentenkongregation, Kardinal *Antonio María Javierre Orta*s, vorbehalten, in der Synodenaula an die, wie er betonte, vom Papst selbst in Auftrag gegebene Instruktion zu erinnern.

Inkulturation zwischen Inkarnation und Transformation

Inkulturation – darauf wurde in der Synode vielfach hingewiesen – ist nicht etwas, das man einfachhin tun oder auch lassen könnte, und vor allem auch nicht etwas, das auf den liturgischen Bereich zu beschränken wäre. Die prominenteste und viel zitierte Äußerung dazu kam von Kardinal Thiandoum, der in seiner ersten Relatio betonte, das Entwickeln neuer Riten sei „ein Recht und keine Konzession“. Der Erzbischof von Kisangani (Zaire), Kardinal *Laurent Monsengwo*, wiederholte und bestätigte seinerseits diese Feststellung ausdrücklich. Thiandoum bezeichnete die Schaffung des zairischen Ritus zwar als einen „Schritt in die richtige Richtung“. Die Bewertung des zairischen Ritus lediglich als Schritt in die richtige *Richtung*, sein Vergleich mit bestehenden „alten Riten in Ägypten und Äthiopien“ – ohne den Koptischen Ritus allerdings namentlich zu nennen – sowie sein Plädoyer für einen großzügigeren Umgang mit neuen Riten konnte man nicht anders interpretieren denn als Kritik an der bisherigen restriktiven Haltung römischer Stellen in dieser Hinsicht. In der zweiten Relatio sprach sich Thiandoum gar dafür aus, das „überkommene Kirchenmodell zu überdenken“: Neuen Haltungen müsse man mehr Raum geben – „mit allen Risiken, die dies mit sich bringt“. Die universelle Kirche solle den Kirchen Afrikas das „nötige Vertrauen und die Freiheit“ einräumen, damit diese in der Lage seien, ihre „großen Aufgaben“ auch tatsächlich zu erfüllen.

Nicht als hätte irgendjemand in der Synodenaula die Notwendigkeit und prinzipielle Berechtigung von Inkulturation in Frage gestellt. Weniger optimistische, zurückhaltendere Akzente waren dennoch unüberhörbar. Der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal *Joseph Ratzinger*, distanzierte sich in seinem Redebeitrag von einem Inkulturationsbegriff, der auf der Basis eines vereinfachten Inkarnationsverständnisses die biblische Botschaft unkritisch der jeweiligen Kultur ausliefere. Inkarnation – so Ratzinger – sei kein

„Ziel an sich“, sie habe ihr Ziel im Ostergeheimnis, also in Kreuz und Auferstehung: „Inkarnation ist ein Weg der Reinigung, der Transformation, der Erneuerung, und sie ist auf die Verklärung hin ausgerichtet, das neue Leben. Das Ostergeheimnis mit seiner reinigenden Kraft ist daher für den Weg der Inkulturation gleichfalls von entscheidender Bedeutung“.

Was sich bei Ratzinger wie der Versuch las, zu einem „ausgewogenen“ Inkulturationsverständnis zu kommen, hörte sich beim Präfekten der Kongregation für die Verbreitung des Glaubens, Kardinal *Jozef Tomko*, offener wie ein Korrekturversuch an. Seine Bedenken gegen ein bestimmtes Verständnis von Inkulturation brachte er auf die Formel, es gehe nicht an, daß das Evangelium vor „negativen Phänomenen“ zurückweiche. Inkulturation bestehe nicht darin, alle Ereignisse des Lebens „mit Weihwasser zu besprengen“.

Das Zurückweisen bestimmter Gefahren sollte in vielen Fällen wohl vor allem die Botschaft enthalten, daß die entsprechenden Gefahren tatsächlich bestehen. In seiner zweiten Relatio nahm Kardinal Thian doum diese Korrekturversuche als „Ergänzungen“ und „Balancierungen“ auf. Von Thian doum wiedergegebene Äußerungen wie die, daß das Ziel von Inkulturation darin bestehe, die Authentizität und die Verankerung des Glaubens im afrikanischen Christen sicherzustellen, „kulturelle Entfremdung“ zu heilen, die „Lücke zwischen Glauben und Leben“ zu schließen, die „spirituelle Schizophrenie“ zu überwinden, finden sich in der Schlußbotschaft nicht wieder.

Eine Kommission soll zum Thema Ehe Lösungsvorschläge erarbeiten

Bevor im Kapitel „Gebiete der Inkulturation“ des Schlußdokumentes ein Satz erscheint wie der, daß das gesamte Leben von Christen inkulturiert werden müsse, werden dafür unter Stichworten wie „Heiligkeit“, „Ostergeheimnis“, „Kreuz“, „Trinität“ und „neue Dynamik des Lebens, die Kultur und Gesellschaft verwandelt“ unübersehbare Bremsen bzw. Relativierungen eingebaut. Ansonsten war im Einzelfall schwer zu unterscheiden, ob Äußerungen, in denen an sich kaum zu leugnende Schwierigkeiten im Umgang mit der Kategorie „Inkulturation“ aufgezeigt wurden, tatsächlich bestehende Probleme benennen oder eher das ganze Thema auf die lange Bank schieben wollten.

Mit besonderer Spannung erwartet worden war die Debatte über die konkreten Anwendungsfeldern des Inkulturationsthemas, etwa die Frage des Verhältnisses von traditioneller afrikanischer und christlicher Heirat. Für eine sogenannte „pastorale Lösung“ setzte sich in einem viel beachteten Redebeitrag der Bischof von Nakuru (Kenia), *Mwana'a Nzeki Ndingi*, ein. Theologisch bestehe durchaus für die Kirche die Möglichkeit, über die Form der Sakramente neu nachzudenken, wie dies in der Geschichte auch schon geschehen sei. Das Neue Testament gebe keine Form der christlichen Ehe-

schließung konkret vor. Die gegenwärtig gültige kanonische Form der katholischen Eheschließung gehe auf die römische bürgerliche Eheschließung zurück und sei zu einem bestimmten Zeitpunkt von der Kirche aus freien Stücken angenommen worden. Der Ehewille könne auf unterschiedliche Weise und in verschiedenen Kontexten zum Ausdruck gebracht werden.

Im Gegensatz zur abendländischen Eheauffassung sei die afrikanische Ehe nicht nur eine Angelegenheit der beiden Ehepartner. Es handele sich dabei eher um eine Vereinbarung zwischen zwei Familien, die über eine konkrete Eheschließung neue Bindungen zueinander aufnehmen, um so die Stabilität der neuen Familie zu stärken. Über Datum und Form der Heirat entschieden nicht nur die Partner. Falls Familien die Heirat von praktizierenden Katholiken aufschieben oder verhindern, müsse den auf traditionelle Weise Verheirateten der Zugang zu den Sakramenten eröffnet werden. Der Bischof sprach von einer „klaren Dichotomie“ zwischen den in der afrikanischen Kultur anerkannten Heiratsriten und dem sakramentalen Ritus: „Die Menschen haben Mühe zu verstehen, daß ein Paar, das nach traditionellem Brauch heiratete, Kinder hat und seinen Glauben lebt, von der Kirche betrachtet wird, als lebe es im Konkubinat“.

Bischof Ndingi forderte den Papst auf, eine Kommission bestehend aus Theologen, Kirchenrechtlern und Seelsorgefachleuten einzuberufen, damit diese eine Lösung erarbeiten. In der vorletzten Fassung der Propositionen ist dieser Vorschlag enthalten (Prop. 33), und zwar mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß auch verheiratete Paare dieser Kommission angehören sollten. Ansonsten wird in derselben Proposition die „Einheit, Unauflöslichkeit und Exklusivität der Ehe als eines Instituts göttlichen Rechtes“ bekräftigt.

Wie eng der Spielraum für eine pastorale Lösung sein wird, deutet sich an, wenn an gleicher Stelle das Problem wie folgt umschrieben wird: Wegen „nicht zu akzeptierender Eheschließungsformen“ seien viele Katholiken vom Empfang der Sakramente ausgeschlossen. In Thian doums erster Relatio hieß es demgegenüber noch, es gehe darum, die traditionellen Heiratsriten „mit den Gesetzen der Kirche zu harmonisieren“. Und bis in die zweite Relatio gelangte die Forderung nach einer „radikalen Umorientierung in Bezug auf die pastorale und kanonische Einstellung gegenüber einigen afrikanischen Eheschließungspraktiken“ (neben der Frage des Ehekonsens im größeren Familienrahmen u. a. Kinderlosigkeit als möglicher Grund für Eheannullierung, Eheschließung in Etappen, Leviratsehe, das Erben von Witwen).

Aber mit dem Thema Ehe waren die Anwendungsgebiete für eine gewünschte Inkulturation nicht erschöpft: Als ein spezifisches Element des afrikanischen „Kommunitarismus“ (Bischof *Francisco Jodo Silota* von Chimoio, Mozambique) spielten die sogenannten Kleinen Christlichen Gemeinschaften eine wichtige Rolle. Bis in die zweite Relatio von Thian doum gelangten Vorschläge wie der eines eigenen Kanonischen Rechts für die Ortskirchen in Afrika und die Sprechweise von Gott als „Vater und oberstem Ahn“.

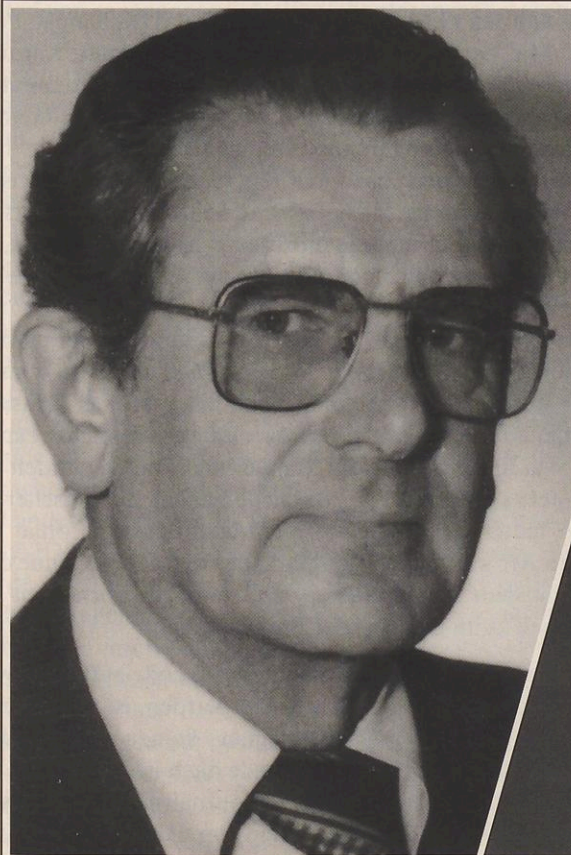
Innerhalb des Themenkomplexes „Dialog“ erwiesen sich vor allem die *Beziehungen zum Islam* als ein schwieriges Feld. Schon aus der unterschiedlichen Situation der jeweiligen Länder heraus ergab sich ein Gegensatz zwischen denen, die stärker – trotz aller Schwierigkeiten im Umgang mit islamischen Fundamentalisten – die Notwendigkeit zum Dialog gerade auch mit moderateren islamischen Kreisen betonten (*Henri Teissier*, Erzbischof von Algier, *Mathias N'Gartéri*, Bischof von Moundou/Tschad) und denen, die angesichts der unmittelbar lebensbedrohlichen Verhältnisse stärker konfliktorientiert dachten (*Gabriel Zubeir Wako*, Erzbischof von Khartoum/Sudan). Im Entwurf der Propositionen ist die Aufforderung zum Dialog mit den Moslems guten Willens enthalten – mit der Zielperspektive, Gemeinwesen aufzubauen, in denen der Pluralismus alle Freiheiten, insbesondere die Religionsfreiheit garantiere (Prop. 39).

Von den Sekten lernen

Entschiedene Töne in Richtung mehr Dialog waren auch im Zusammenhang mit den *traditionellen afrikanischen Religionen* zu hören. Dabei wurde verschiedentlich betont, daß die traditionelle afrikanische Religiosität nicht die Anerken-

nung erfahre, die sie verdient habe. Angesichts der Ablehnung, mit der gelegentlich innerkirchlich von „Heidentum“ gesprochen wird, war es bemerkenswert, wie positiv traditionelle afrikanische Religiosität in der Synode bewertet wurde. Thiandoum hob in seiner ersten Relatio hervor: „Es besteht keine spirituelle Leere“. In der vorletzten Fassung der Propositionen hieß es: „In der afrikanischen traditionellen Religion gibt es positive Werte, die der Kirche gut anstehen würden. Ihre zentrale Lehre ist der Glaube an ein höchstes Wesen, das Schöpfer und Geber von allem ist, gerechter Richter, der Ewige. Anhänger traditioneller afrikanischer Religiosität haben tiefen Respekt verdient. Sie glauben an Gott und an spirituelle Werte“.

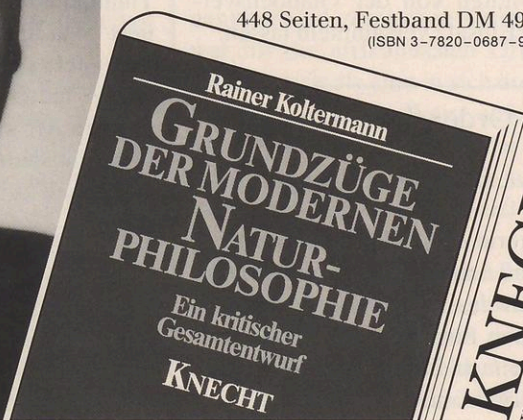
Auch wer befürchtet hatte, zum Thema *Sekten und unabhängige Kirchen* in Afrika würde man vor allem Warnungen zu hören bekommen, wurde vom Synodenverlauf eines Besseren belehrt. Anders, aber durchaus ähnlich der Situation im Verhältnis zum Islam, standen sich auch in diesem Fall diejenigen gegenüber, die mehr Wert legten auf Abgrenzungen und Unterscheidungen, und solche, die dialogischer und irenischer argumentierten. Kardinal Thiandoum bezeichnete das rapide Anwachsen der Sekten gar als Einladung an die Kirche, ihre Methoden in Evangelisierung und Pastoral zu überprüfen und fragte rhetorisch, ob man nicht das „Ge-



„Übersichtlichkeit und Informationsfülle, Ausgewogenheit und Klarheit empfehlen das Werk über den Kreis der Fachleute hinaus... Koltermanns Naturphilosophie ist derzeit die beste im deutschen Sprachraum.“
(Prof. DDr. A. K. Wucherer-Huldenfeld, Wien)

Erstmals ist es einem Autor gelungen, eine moderne Naturphilosophie vorzulegen. Die neuesten Forschungsergebnisse der Naturwissenschaften werden minutiös, luzid und systematisch vorgestellt. Die Werdung der Welt, des Lebens auf ihr und das individuelle, besonders das menschliche Leben stehen im Mittelpunkt.

448 Seiten, Festband DM 49,-
(ISBN 3-7820-0687-9)



KNECHT
Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main



STANDARDWERK

heimnis ihres Erfolges“ anerkennen müsse: „Eifer und tiefe Überzeugungen, Offenheit für die individuellen Bedürfnisse von Körper und Seele, effektive Organisation in kleinen Gruppen, die festliche, emotional ergreifende und frohe Gestaltung ihrer Feiern“. Anstatt zur Bekämpfung dieser Gruppe aufzurufen, sprach sich Thiandoum für Reaktionen „im Geist des Dialogs“ aus.

Schon auf Grund der aktuellen politischen Situation erwies sich der Themenbereich „Gerechtigkeit und Frieden“ als ein zentrales Anliegen vieler Synodenteilnehmer. Berichte und Analysen über die politische Situation verschiedener Länder lösten sich ab mit Forderungen an die nördlichen bzw. westlichen Industrieländer; letztere waren in dieser Deutlichkeit möglicherweise so nicht erwartet worden. Hauptzielscheibe dieser Kritik waren der *internationale Waffenhandel*, die ausweglose *Verschuldungssituation* großer Teile Afrikas, die Strukturen von *Weltwirtschaft* und *Welthandel*, die *Flüchtlingssituation*, schließlich die ökologische Problematik des „Exports“ von *Industrieabfällen* in die Dritte Welt.

Nicht nur westliche Beobachter vermißten z. T. ebenso deutliche Ansätze von *afrikanischer Selbstkritik*. Pauschale Kritik an den Industrieländern des Nordens seitens der Afrikaner bildete z. T. eine schwierige Koalition mit pauschaler kirchlicher Distanzierung von den Lebenseinstellungen der Menschen in den liberalen Gesellschaften des Westens, wie sie auch auf dieser Synode wiederum zu hören war. In einer Solidaritätsadresse wandten sich die Synodenteilnehmer an die Bischöfe in Ruanda, von denen wegen der katastrophalen Verhältnisse in ihrem Land niemand an der Synode teilnahm. Im Schlußdokument brachte man seine Genugtuung über die Demokratisierungsprozesse in verschiedenen afrikanischen Ländern, vor allem in Südafrika, zum Ausdruck.

Das Thema „Evangelisierung“, in der Systematik des *Instrumentum laboris* erstes unter den fünf Teilthemen und zugleich Gesamtthematik der Synode, war nur begrenzt in der Lage, der Synode seinen Stempel aufzudrücken. Z. T. bezog man sich direkt auf den Evangelisierungsbegriff Pauls VI. aus *Evangelii nuntiandi* von 1974 und wandte diesen auf afrikanische Verhältnisse an, z. T. geriet Evangelisierung aber auch schlicht zur besseren Überschrift, unter der sich unterschiedlichste kirchliche Aktivitäten von der Glaubensverkündigung bis zum politischen Einsatz versammeln lassen.

Gegen den „Export“ von Ordensleuten in die Dritte Welt

Das Thema *Familie* als Kategorie der Ekklesiologie war in einem Maße vorherrschend, daß man sich unweigerlich fragte, ob dies mehr ein Tribut an das *Internationale Jahr der Familie* als an den afrikanischen Sinn für die Familie war. Vorbehalte gegenüber der vielfach beschworenen Familie als Grundkategorie für die kirchliche Gemeinschaft sind auch deshalb naheliegend, weil Veränderungen auf diesem Gebiet auch in Afrika eingesetzt haben und z. T. auch auf

der Synode thematisiert wurden: etwa die veränderte Stellung der Frau in Gesellschaft wie Kirche, die Urbanisierung, die nicht ohne Einfluß bleibt auf die Familienstrukturen und auf die Einstellung zur Familie.

Ausgeprägt war auf der Synode der Wunsch nach mehr *kirchlicher Eigenständigkeit* der Diözesen in Afrika. Bereits in seiner ersten *Relatio* wies Kardinal Thiandoum darauf hin, daß eine „totale und fortgesetzte Abhängigkeit von Finanzhilfen, die von außen nach Afrika kommen“ – er sprach von einer „schwerwiegenden Anomalie“ – äußerst problematisch sei. Man schätze zwar die christliche Solidarität und die Großherzigkeit der wohlhabenderen Schwesterkirchen und sei dankbar dafür. Dennoch komme man nicht umhin, stärker auf sich gestellt zu wirken und Mittel und Wege zu finden, um zu einer größeren Selbstgenügsamkeit zu kommen. Es fiel auf, daß offenbar nicht die Frage erörtert wurde, inwieweit die Abschaffung der Kongregation für die Verbreitung des Glaubens, des letzten, wie jemand meinte, „real existierenden Kolonialministeriums“, und die Unterstellung der afrikanischen Diözesen unter die derzeit immerhin von einem Afrikaner geleitete Bischofskongregation in der Logik einer Entwicklung zu mehr Eigenverantwortlichkeit der Ortskirche in Afrika wie auch anderswo liegen würde.

Als ein Thema mit einiger Brisanz erwiesen sich im übrigen die *Orden*, so daß man stellenweise einen Vorgeschmack auf das erhielt, was einen in einem halben Jahr bei der nächsten regulären Bischofssynode erwartet, die sich schwerpunktmäßig mit den Orden befassen wird (vgl. HK, Januar 1994, 15ff.). Mit Verweis auf das Kirchenrecht betonte Kardinal Thiandoum in seiner zweiten *Relatio*, daß das Ordensleben einen „Wert an sich“ darstelle. Ortskirchen seien in Gefahr, sich für Ordensleute nur aus „utilitaristischen Motiven“ heraus zu interessieren und somit das fundamentale Charisma der Ordensleute als solche bzw. des einzelnen Instituts zu verkennen. Die Gründung diözesaner Kongregationen „ohne ein Charisma und einen spezifischen individuellen Geist“ müsse vermieden werden.

Im Zusammenhang mit Ausbildungs- und Rekrutierungsfragen wurde verschiedentlich das *Anwerben von Ordensnachwuchs* durch Gemeinschaften außerhalb Afrikas kritisiert. Thiandoum sprach davon, daß Menschen regelrecht „exportiert“ würden: Afrikanische Männer und Frauen würden mit dem Ziel angeworben, die Mitgliederzahlen europäischer Institute halten zu können. „Ein Missionsinstitut ohne ein Haus in Afrika sollte keine Mitglieder rekrutieren, ohne darüber mit dem zuständigen Ortsbischof gesprochen zu haben“, hieß es im Entwurf der Propositionen.

Die Frage, welche Themen auf dieser Synode auffälligerweise *wenig oder gar nicht* thematisiert wurden, ist naturgemäß schwer zu beantworten, da man keinen verlässlichen Überblick über die Debatten gerade auch in den *Circuli minores* hat. So muß man nicht einer journalistischen Fixierung auf das Thema *Zölibat* erlegen sein, um sich zu wundern, wie wenig zu diesem afrikanische Ortskirchen massiv belastenden Thema gesagt wurde. Außer ein paar Ermahnungen im

Schlußdokument schweigt man sich über dies Thema aus. Das mag damit zusammenhängen, daß Afrikaner sich in ihrem neuen Selbstbewußtsein nicht ausgerechnet auf diesem Gebiet als besonders unzuverlässig darstellen möchten. Andererseits ist dies vielleicht nicht ohne Zusammenhang damit zu sehen, daß auch über die Problematik der *Ämter* generell wenig Substantielles zu hören war. In der ersten Relatio von Thiandoum hatte es dazu noch geheißen, daß man sich als Synodenversammlung für „großzügige Bestimmungen“ in Bezug auf die „neuen kirchlichen Dienste ohne Weihe für Laien“ einsetze. Von all dem ist in der vorletzten Fassung der Propositionen nichts übrig geblieben außer der allgemeinen Feststellung, daß die Laien sich ihrer Berufung und Rolle in der Kirche zunehmend bewußt würden (Prop. 11; vgl. zum gleichen Thema ds. Heft, S. 276). Thiandoum kritisierte die unzureichende Beschäftigung in einem Zeitungsinterview mit der Bemerkung, eine Kirche, die ihre Evangelisierung stärken wolle, müsse sich um ihre „Dienste“ („ministères“) kümmern (vgl. La Croix, 10.5.94).

Ein Schritt auf dem Weg zu einem afrikanischen Konzil?

Als bedauerlich bezeichnete der Synodenrelator in demselben Interview auch die Tatsache, daß die Synode nicht näher die Rolle derjenigen Bischöfe thematisiert habe, die Präsidenten von sogenannten „Nationalkonferenzen“ waren oder noch sind. Das mag daran gelegen haben, wie von Synodenteilnehmern (selbst-) kritisch zu hören war, daß man über alles gesprochen habe, nur nicht über die Bischöfe, aber auch damit, wie Thiandoum einräumte, daß – etwa im Fall von Zaire und Kongo – die Arbeit der entsprechenden Bischöfe noch nicht beendet ist und sich – das sagte Thiandoum nicht – z. T. als ausgesprochen schwierig erweist. Von der Feststellung aus der zweiten Relatio von Thiandoum („In Konfliktfällen ist der Dienst der Versöhnung und Vermittlung notwendig“) ist jedenfalls weder in den Propositionen noch erst recht in der Schlußbotschaft etwas zu lesen. Angesichts der strittigen Frage, inwieweit Bischöfe politische Ämter dieser Art annehmen sollen bzw. dürfen, mutete das Verhalten der Synode eher wie der Versuch an, ein offensichtlich als heikel betrachtetes Thema zu umgehen.

Auf andere Weise heikel war die Diskussionslage beim Thema AIDS. Gerade von weißen Teilnehmern der Synode wurde die Notwendigkeit der Beschäftigung mit diesem Problem angemahnt. In der vorletzten Fassung der Propositionen war immerhin noch die Aufforderung an die Bischofskonferenzen enthalten, Untersuchungen darüber anzustellen, wie man der „Geißel AIDS“ und den damit verbundenen Fragen am besten begegnen könne (Prop. 49). In der Schlußfassung fehlt (vgl. La Croix, 10.5.94) selbst diese Festlegung offenbar, der immerhin noch zu entnehmen gewesen wäre, daß es etwas gibt, das mit den bisherigen amtskirchlichen Verlautbarungen zu diesem Thema nicht abgedeckt ist.

Die Schwierigkeiten im Fall von AIDS dürften in engem Zusammenhang stehen mit denen des Themas *Bevölkerungsentwicklung* in Afrika. Papst und Kurie nutzten die Afrikasynode, um die afrikanischen Bischöfe zu Verbündeten im Kampf gegen die inhaltlichen Vorgaben zur Weltbevölkerungskonferenz in Kairo im kommenden Herbst (vgl. ds. Heft, 278) zu gewinnen. Der Abschnitt im Schlußdokument (Nr. 30), der sich mit dieser Frage befaßt, fiel unverhältnismäßig umfangreich aus. Die Aussagen dazu wirken – trotz mancherlei Unterstützung auch von afrikanischer Seite – insgesamt aufgesetzt, weil sie alles in allem nicht in einer der Bedeutung und der Komplexität des Themas entsprechenden breiten Sachauseinandersetzung abgestützt sind. In dem erwähnten Zeitungsinterview bedauerte Kardinal Thiandoum beispielsweise, daß man nicht genügend den Zusammenhang zwischen dem Thema *Familie und Bevölkerungsentwicklung* erörtert habe. „Nur sagen: 'Man setzt Kinder in die Welt' und nicht zugleich auch nach der Entwicklungssituation zu fragen, ist Wahnsinn“.

Nicht als wären die langjährigen Auseinandersetzungen um ein Afrikanisches *Konzil* und den Synodenort (ob in Afrika oder in Rom) tatsächlich *vergessen und erledigt*, aber während der Synode hielt man sich nicht damit auf, Dingen nachzutruern, die sich – aus welchen Gründen auch immer – nicht realisieren ließen. Man versuchte, aus den gegebenen Möglichkeiten das Beste zu machen. So weit entfernt von den realen Verhältnissen in Afrika man sich in Rom auch aufhielt – wer wollte leugnen, daß die Arbeitsbedingungen in Sichtweite des Petersdomes vieles erleichterten? Und so starr sich das Synodenprozedere wieder einmal ausnahm – eine feste Struktur hat auch manches für sich. Die durchaus anzutreffende Enttäuschung darüber, daß es bisher nicht zu einem afrikanischen Konzil kam, stand vielleicht unter anderem deshalb nicht mehr im Vordergrund, weil sich diese Synode eines Tages durchaus auch als ein wichtiger *Schritt auf dem Weg zu einem späteren Konzil der afrikanischen Ortskirchen* erweisen könnte.

Wenn sich Teilnehmer nach Abschluß *sehr zufrieden* mit dem Verlauf der Synode gaben, hatte es nicht den Anschein, sie würden so vor allem aus afrikanischer Höflichkeit gegenüber den römischen Gastgebern sprechen. Die Synode war für die afrikanischen Ortskirchen eine wichtige Gelegenheit, sich als eine in sich äußerst vielgestaltige, aber eben doch auf vielfältige Weise aufeinander verwiesene und angewiesene Einheit innerhalb der Weltkirche zu erleben. So banal dies auf den ersten Blick auch klingt, Synodenteilnehmer bekannten immer wieder, daß es genau daran in der Vergangenheit mangelte.

Die Blicke richten sich daher am Ende der Synode in zwei Richtungen. Zum einen nach *Rom*. Die große Frage der kommenden Monate wird sein, ob das postsynodale Schreiben des Papstes der Vielstimmigkeit des Synodengeschehens gerecht werden wird, vor allem, inwieweit der Papst Vorschläge für neuere Entwicklungen akzeptiert und festschreibt. Eine Schlüsselrolle wird dabei auch dem auf der

Synode nach regionalen Gesichtspunkten gebildeten Synodenrat zukommen.

Zum anderen geht der Blick jedoch vor allem nach Afrika selbst. Entscheidendes wird davon abhängen, ob es mit den Erfahrungen der Synode im Rücken gelingt, den Süd-Süd-Dialog neu in Afrika anzukurbeln und die bestehenden gesamt afrikanischen kirchlichen Strukturen im Rahmen von SECAM, dem Symposium der Bischofskonferenzen von Afrika und Madagaskar, wie auf der Synode vielfach gefordert, auszubauen und zu stärken, damit das, was nun im

Rahmen der Synode begonnen wurde, in afrikanischer Rege kontinuierlich weiter betrieben wird. Angesichts der Unterschiede innerhalb Afrikas, die manchen Synodenteilnehmern gerade in Rom wieder so richtig bewußt wurden, wird man sich dies nicht zu einfach vorstellen dürfen. Schwierig wird es obendrein auch deshalb werden, weil die Stärkung einer regionalen Struktur wie der SECAM – die einschlägigen Erfahrungen aus Lateinamerika und Europa lassen nichts Besseres erhoffen – auf sonderliche Unterstützung aus Rom kaum wird rechnen können.

Klaus Nientiedt

Krieger, Könige und verlorene Söhne

Neuerscheinungen zum Thema „Mann“

Lange Zeit schien es, als wollten Männer auf ihre frauenbewegte Infragestellung nur mit Schweigen oder defensiven Strategien reagieren. Wenn auch immer noch recht zögerlich, wird in den letzten Jahren jedoch mehr und mehr auch „Männlichkeit“ zum Medienthema, veranstalten Akademien und Bildungshäuser „Männertagungen und -seminare“, entstehen Männertherapiegruppen. Seit einigen Jahren wächst auch der Markt der „Männerbücher“. Was dort verhandelt wird, soll anhand einiger Neuerscheinungen der letzten zwei Jahre im folgenden skizziert werden.

Zwar nehmen sie bisher meist immer noch nur eine kleine Ecke der Buchhandlungen für sich in Anspruch, aber es gibt sie immerhin, und es werden immer mehr: „Männer“-Bücher, die nicht nur von Männern geschrieben oder vorzugsweise konsumiert, sondern in denen der Mann und seine Männlichkeit selbst verhandelt werden. Freilich nimmt sich ihre Zahl insgesamt immer noch bescheiden aus gegenüber der kaum zu überschauenden Flut an „Frauen“-Literatur mit ihren vielfältigen Facetten.

Dennoch: Zwei „Klassiker“ unter den Männerbüchern, der „Eisenhans“ des amerikanischen Poeten Robert Bly und „Feuer im Bauch“ des Philosophen Sam Keen konnten Bestsellerlisten erobern. Der Rowohlt Verlag leistet sich eine eigene Reihe „rororo Mann“, der Kösel Verlag hat eine Männerreihe und auch in der Taschenbuchreihe „Spektrum“ des Verlages Herder sind mehrere einschlägige Titel erschienen. Für den Einsteiger in Sachen Männer werden bereits Textsammlungen im Taschenbuchformat angeboten; etwa das von Hermann Bullinger herausgegebene „Männer erwachen“ (Herder Spektrum) oder die im Deutschen Taschenbuchverlag erschienenen zwei Bände „MannsBilder“, einmal von weiblicher Feder, einmal von männlicher.

Hinter Titeln wie „Die Helden sind müde“, „Der verlassene Mann“, „Der sprachlose Mann“ oder „Männer lassen Federn“ scheint sich ein trauriges Bild zu verbergen: Der Mann des zu Ende gehenden Jahrtausends im tiefen Selbstzweifel, gezaust und gebeutelt im eisigen Wind der Frauenbewegung. Wie tief die Verletzungen einstiger Herrlichkeit reichen mögen, läßt ein Titel wie „Das letzte Zipfelchen der Macht“ erahnen, ein Produkt weiblicher Häme selbstredend. Der übers Regal schweifende Blick wird daher verständnisvoll an dem eher trotzig klingenden „Und wer befreit die Männer“ oder „Auch Männer wollen aufrecht gehen“ hängen bleiben – der Mann ist schließlich auch Opfer der Verhältnisse.

Sollte angesichts eines schon bedrohten „aufrechten Ganges“ die Aufforderung in einem Titel des Berliner Soziologen und wohl bekanntesten deutschen Männerforschers, Walter Hollstein, bereits überholt sein „Machen Sie Platz, mein Herr! Teilen statt herrschen“ (Rowohlt, Hamburg 1992)? Wohl kaum, denn die Situation ist widersprüchlich. Zwar ist, hier scheinen die Männerbuch-Autoren einig, das traditionelle männliche Selbstverständnis ziemlich angekratzt, werden selbstverständliche Rollen, Positionen und Privilegien hinterfragt. Verantwortlich, so Hollstein (S. 52), seien dafür im wesentlichen drei gesellschaftliche Entwicklungen: Das ökologische Debakel und die nukleare Bedrohung dokumentierten überdeutlich den Bankrott des „männlichen“ Welt- und Technikverständnisses. Die Frauenbewegung verlange unüberhörbar die Hälfte der Welt, und immer mehr Männer be-

„Die Helden sind müde“

Bei einem ersten flüchtigen Blick über die Buchrücken in der Männerecke mag sich zunächst spontanes Mitleid regen.